

Brückengespräch mit Pater Clemens Habiger, 14. Mai 2015 auf dem Weg vom Dreifaltigkeitsberg in Regensburg nach Mariaort



Sie sind gebürtiger Sudetendeutscher, gehören seit über 50 Jahren dem Orden der Kapuziner an und sind seit drei Jahrzehnten im Leben mit Obdachlosen und Gefangenen aktiv. Wie hat das Vertrieben-Sein und damit auch das Bewusstsein für „Heimat“ Ihre Engagement beeinflusst?

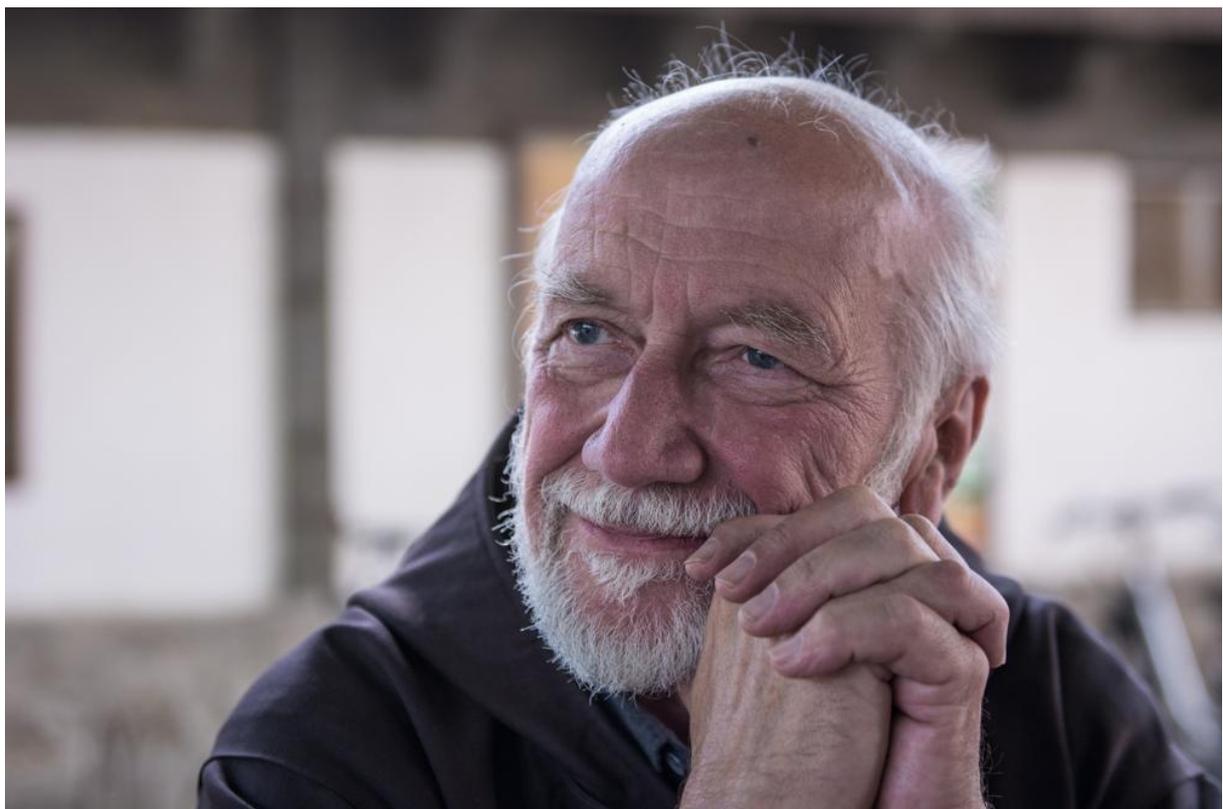
Das ist ein Stück meiner Menschwerdung. Das „Vertrieben-Sein“ als solches hab ich ja nicht anders gekannt. Was mich aber beeinflusst hat ist, dass mein Vater im Krieg gefallen ist, als ich drei Monate alt war und ich damit ohne Vater aufgewachsen bin. Bei der Vertreibung 1946 war ich vier Jahre alt und da kann ich mich schon noch an ein paar Dinge und an die Heimat erinnern, aber mir ist es eigentlich nie aufgefallen, dass das Leben anders sein könnte. Ich möchte mich aber ausdrücklich wehren gegen den Ausdruck „sozial schwach“ – wir waren arm und ich weiß, was Hunger ist. Aber ich hatte meine Familie

und Freunde und ich hab mich mitten im Leben gefühlt. Durch die Vertreibung hab ich die Armut kennen gelernt. Aber durch diese Armut versteh ich auch die Leut' und bin offen für sie und ich bin auch heut noch stolz drauf, arm und bedürfnislos zu leben.

Andererseits muss ich im Blick auf meine Vergangenheit auch sagen: bei zwei älteren Brüdern war ich der jüngste in der Familie und der schummelt sich natürlich auch durch durch Liebenswürdigkeit ...

[Anm.: Pater Clemens lacht dabei herzlich ...]

In Ihrem Leben am Menschen sind Sie Anlaufstation und Vertrauensperson und damit zuerst mal jemand, der aufnimmt und sein lässt. Auf der anderen Seite haben aber auch schon viele Menschen ganz praktische Hilfe von Ihnen erfahren – sei es wenn Sie für andere kochen oder bei Umzügen anpacken. Was fällt Ihnen in Ihrem Alltag besonders leicht und wo ist es ein wenig mühsam?



Hm, es ist mühsam, mit Menschen zu leben. Und es ist deswegen mühsam, weil ich ja mit Menschen leben möchte: ich möchte keinen besser machen oder darum, jemanden was vom *lieben Gott* zu

erklären, sondern **sie sollen in mir einen Ansprechpartner finden. Mir geht's drum, Kontakte zu den Menschen zu haben und sie aus ihrer Einsamkeit herauszuholen, mit ihnen Gemeinschaft zu pflegen.** Und wenn ich dann seh, wie schwer es manche Menschen haben und wie wenig ich dabei tun kann, dann leide ich vor allem an der Hilflosigkeit. Ich muss und kann natürlich manches von mir fern halten, aber ich leb' ja mit Menschen und viele haben auch Erwartungen an mich.



Auf der anderen Seite hab ich natürlich auch manchen ins Leben geholfen und darf sie auch weiter begleiten. Da merk ich dann: ich kann den Leuten was geben und mitgeben. Das wird mir besonders bei den Gottesdiensten im Gefängnis bewusst: da kommen die Menschen wirklich zum Gottesdienst. Die wollen keine Ablenkung haben, sondern kommen, weil sie was hören wollen und weil's ihnen gut tut und auch sie auf der Suche nach Glück sind. Und das Glück hat bei mir einen Namen: Gott.

Sie sind als Gesprächspartner zu den „Brückengesprächen“ geladen und haben zugesagt, obwohl Sie Ihr Wirken nicht gern herausheben und meinen, sie „führen ein ganz normales Leben“. Sehen Sie sich überhaupt als „Brückenbauer“? Warum, glauben Sie, hat die Öffentlichkeit, die ja heute auch hier ist, Interesse an dem, was Sie tun?

Dass ich heute als Pater Clemens für so viele Menschen im Gefängnis Brückenbauer sein darf, verbinde ich ganz stark mit der Bibelstelle vom 'Lazarus'. Auf der Suche nach den passenden Predigtgedanken

habe ich in einem Gespräch in der Bahnhofsmision in Regensburg erstmals erfahren, dass es hier auch ein Übergangshaus für Männer gibt. Erst auf diesem Weg habe ich Straftatlassene kennen gelernt und wurde kurze Zeit später zum ehrenamtlichen Betreuer von Gefangenen. Manche von ihnen sind nach ihrer Haftentlassung auch zu mir nach St. Fidelis [Anm.: ehem. Kapuzinerkloster in Regensburg] gekommen und erst dadurch ist mir aufgegangen: **Ich möchte mit Menschen leben; ich möchte in die Welt hinaus und mit Menschen leben! Das wurde mir schlagartig klar: ich möchte eine kleine Wohnung haben; die Leute sollen kommen, wenn sie das brauchen, zum Reden, Kaffeetrinken, Essen, einfach Dasein.** – Das war mit dem Kloster natürlich ein langer Kampf über drei Jahre, denn das Kirchenrecht sieht nicht vor, dass ein Mönch einfach außerhalb der Gemeinschaft lebt. Nach meinem Auszug aus dem Kloster habe ich mein Leben durch meine 15jährige Tätigkeit als Geigenlehrer am Albrecht-Altdorfer-Gymnasium finanziert und erst später hat es sich ergeben, dass ich Gefangenseelsorger bei der JVA Regensburg geworden bin.



Brücken bauen heißt ja – wenn man es genau nimmt – Möglichkeiten für vorhandene Unterschiede zu suchen und diese nicht einfach vereinheitlichen oder negieren. Wovon sind Sie persönlich, aber auch in Ihrer Ursprungsgemeinschaft der Kapuziner überzeugt, welche Werte leben Sie?



Das ist ein bisschen ein wunder Punkt: das, was die Kapuziner ausmachen würde, ist die `Brüderlichkeit`. Sie sollten einfach und bescheiden in der Welt leben. In meinen damaligen Sorgen habe ich mich in dieser Gemeinschaft nicht angenommen und getragen gefühlt und wollte deswegen auch ausziehen. Dieser Gedanke beschäftigt mich noch heute: wie lebe ich? Lebe ich so wie Franziskus [Anm.: die Kapuziner gehören zum Orden der Franziskaner]: arm und einfach? In diesen Fragen ist auch ganz tief mein Glaube angefragt: Kann ich mich so fallen lassen, wie sich Franziskus hat fallen lassen? Ich weiß natürlich, dass ich mein Leben nicht zu sehr mit dem vom Hl. Franz von Assisi vergleichen darf. **Durch mein Auftreten allein werd ich kaum Menschen überzeugen, sondern ich muss viel mit dem Verstand und durch Mitfühlen arbeiten, damit die Leut sich bei mir geborgen fühlen. Ich möchte zuhören können wie Momo** [Anm.: aus dem

gleichnamigen Roman von Michael Ende], **so dass die Menschen selber ihren Weg wieder finden; ich möchte die Menschen annehmen, wie sie sind und ihre Wege begleiten; ihnen Ansporn sein und Mut machen.** Mit einem Wort: ich möchte mit Leuten leben!

Sie sind Ordensangehöriger und nach „langem Kampf“, wie Sie sagen aus den räumlichen Begrenzungen des Klosters ausgeschieden. Im Prinzip seien Sie daher „Einsiedler“, der Mitmenschlichkeit leben möchte. Eheloses Leben und doch im Kontakt mit vielen Menschen; Ordensangehöriger und doch freie Eigenständigkeit; die Sorgen Ihrer Welt annehmen und doch ein lebendiges Innenleben, eine lebendige Spiritualität. Was hilft Ihnen, sich nicht im Außen zu vergessen und innere Ausgeglichenheit zu spüren?



Das klingt nun ein wenig selbstbeweihräuchernd, aber trotzdem muss ich es sagen: ich empfinde mein ganzes Leben als Gebet. Mein Tag ist natürlich geprägt von bestimmten Zeiten des Innehaltens; von Zeiten, die mir gehören – früh, mittags, abends und auch in der Nacht. Und so lebe ich den ganzen Tag über in Verbindung mit Gott, der die Liebe ist. **Glaube ist für mich wie Verliebtsein: wenn ich verliebt bin, dann habe ich die gleiche Alltagsprobleme wie vorher, aber es lebt sich einfach anders.** Und das gleiche ist es mit dem Beten: mein Leben läuft, aber ich fühl mich doch – manchmal mehr, manchmal weniger – geliebt. Das ist für mich das Leben, oder genauer gesagt: es

ist nicht so, dass ich lebe und bete, sondern das Leben ist Beten.

In der Arbeit mit Obdachlosen und Hilfsbedürftigen haben Sie Ihre Berufung entdeckt. Damit hat sich aber auch Ihre erste Berufung, das Leben im Kloster, verändert. Wann haben Sie gespürt, dass eine Veränderung notwendig ist und würden Sie diese Lebensentscheidungen genauso noch mal treffen?

Mein Lebensweg hat sich mit der Begegnung mit den Strafgefangenen verändert. Da hab ich ganz klar meine Berufung gespürt: der liebe Gott möchte, dass ich mit Menschen lebe. Ich muss mit Menschen leben! Und das war im Kloster nicht möglich, sondern nur außerhalb der Mauern, unmittelbar. Der Hl. Franziskus wollte auch nicht, dass die Brüder im Kloster sitzen bleiben, sondern sie sollten auch mitten unter den Menschen auf den Feldern arbeiten. Sie sollten durch eine alternative Lebensweise Zeugen sein für ihren Glauben.



Und was meine Lebensentscheidungen angeht: das Konzept der Kapuziner war für mich schlüssig und mein Leben damals wie eine Laufbahn: Abitur – Studium – Priesterweihe – Seelsorge. Das war für mich klar. Dass sich mein Lebenskonzept dann geändert hat, das hat

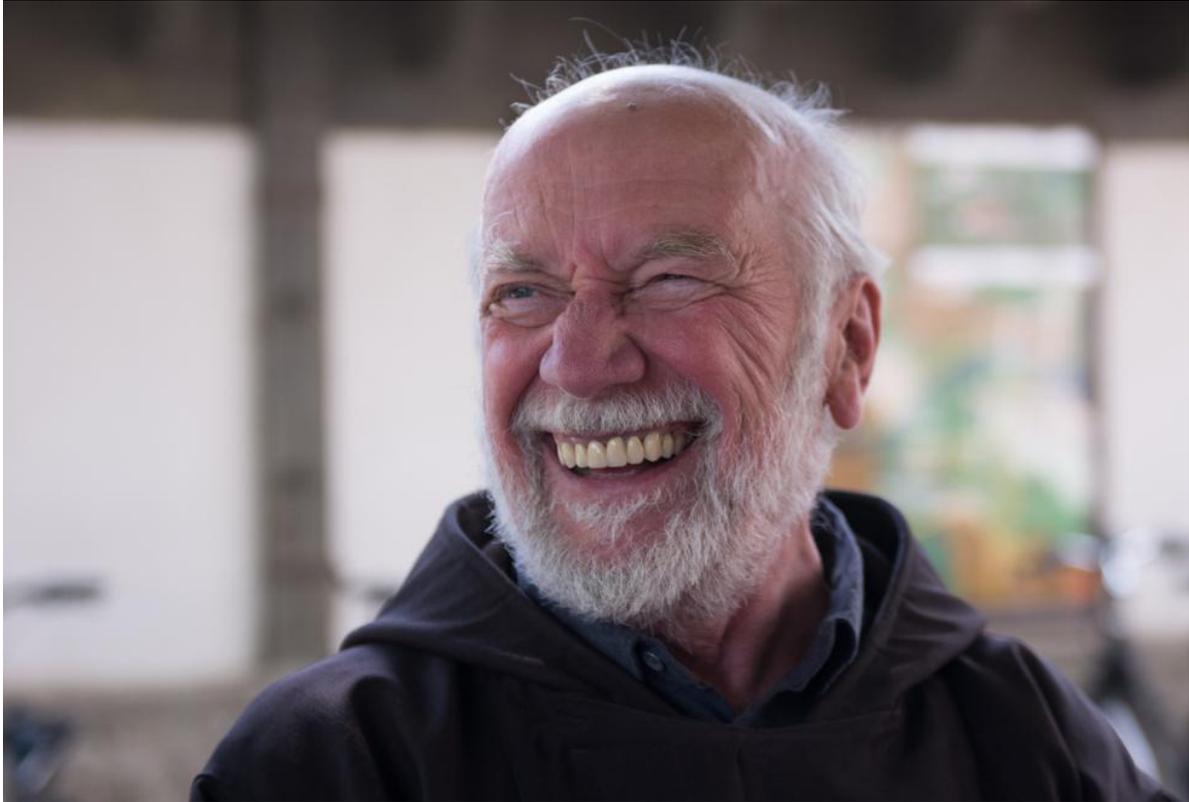
sich so ergeben. Ich hatte keine anderen Absichten, als ich eingetreten bin. Und ja: ich würde es wieder so machen!

Bekannt sind Sie natürlich auch durch Ihre Liebe zu Ihrem Renault R4, mit dem Sie hundertausende Kilometer unterwegs sind und Menschen besuchen, Menschen helfen. Ist dieses Automodell nach 30 Jahren immer noch Auto, also Gebrauchsgegenstand oder hat es schon etwas Symbolisches; etwas, das etwas aussagt über Ihr Leben, Ihre Identität?



Nein, mein Auto ist tatsächlich nur Gebrauchsgegenstand. Schon als kleiner Bub hab ich gern gebastelt und mit den Händen gearbeitet und das ist auch heute noch so. Vor allen Dingen ist das Auto für mich ein Lasttier, das ich selber erhalten kann, weil ich viel richten kann – das Vorgängerauto habe ich 25 Jahre lang und über 1 Million Kilometer gefahren und in dieser Zeit habe ich das Auto zweimal komplett zerlegt und auch wieder zusammengesetzt. Ich kenne jede Schraube und jedes Kabel von meinem Auto! Ich liebe dieses Auto und liebe das Autofahren, bei dem ich gerne auch mal das Radio ausschalte, um

ganz in der Landschaft einzutauchen. Und wenn ich heim komme, bleibe ich gerne auch noch eine Zeit im Auto sitzen, denn oben in der Wohnung warten schon wieder Post und Telefon und da ist mein „car my castle“. Ich hab´s einfach gern, mein Auto.



Das Interview führte Benedikt Ströher. Fotos: Georg Schraml